



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

3. Kap. Der Meuchelmord an den Prinzen Wilhelm und Moritz von Oranien

urn:nbn:de:hbz:466:1-11964

Drittes Kapitel.

Der Meuchelmord an den Prinzen Wilhelm und Moriz von Oranien.

Wie die Bewohner der Niederlande und des Seelandes durch die despotische Grausamkeit Philipps II., der sie ihrer politischen und religiösen Freiheit zumal berauben wollte, zur Verzweiflung getrieben endlich im Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Fahne des Aufbruchs erhoben und in ihrem Grimm vor keiner Gefahr mehr zurückbeugend, trotzdem sie bei weitem die schwächeren und ärmeren waren, das spanische Joch, obwohl erst nach einem Kampfe von nahezu vierzig Jahren, total abschüttelten, davon hat der Leser ohne Zweifel aus der allgemeinen Weltgeschichte schon das Nöthige erfahren, und es wäre daher nur die Zeit vergeudet, wenn ich diesen großartigen Kampf des Näheren schildern wollte. Nicht unterlassen aber darf ich, darauf hinzuweisen, daß die Söhne Loyola's an demselben gleich von Anfang an den allereifrigsten Antheil nahmen und daß König Philipp II., der Despot und Tyrann, in niemanden einen energischeren Freund, die Niederländer aber, die Kämpfer um Freiheit und Wahrheit, in niemanden einen eingeleischteren Feind fanden, als eben in den Söhnen des Ignatius Loyola. Alle Mittel waren ihnen recht, wenn sie nur dahin führten, den Niederländern zu schaden oder dem Könige von Spanien zu nützen, und sie scheuten sich eben so wenig vor der Gewalt, als vor dem

Trug und der Hinterlist. So ist es eine erwiesene Thatsache, daß sie in ihren verschiedenen Collegien zu Antwerpen, Doornik, Brügge, Duway, Maastricht, Gröningen, Nymwegen, Herzogenbusch, Breda u. s. w. Waffen und Pulver für die Spanier vorräthig hielten, und in Utrecht machten sie sich gar des Hochverraths schuldig, indem sie die Stadt dem Feinde in die Hände spielen wollten. Man machte deshalb auch dem Rector ihres dortigen Collegiums, dem Pater Johann Baptist Bodden, dem Procurator Gerward Posmann und dem Coadjutor Philipp Nottin den Proceß, das heißt: sie wurden auf den Ausspruch des Gerichtshofes als der Verrätherei überwiesen, auf öffentlichem Marktplatz enthauptet. Ganz dasselbe Schicksal hätten noch viele von ihnen verdient, denn insgeheim versuchten sie es überall mit dem Hochverrath an dem niederländischen Volke, und deswegen war auch dieses oft so wüthend auf sie, daß das ganze Ansehen der Magistrate und Behörden dazu gehörte, um sie vor dem Zerrissenwerden zu schützen. Am allermeisten jedoch wurde der Haß gegen sie erregt durch die schändliche Handlungsweise, welcher sie sich gegen das Haus Oranien schuldig machten, und wenn man damals, als sie diese teuflischen Handlungen begiengen, ihrer habhaft geworden wäre, so würde sicherlich kein Einziger mit dem Leben davon gekommen sein.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß Wilhelm I., Prinz von Oranien und Graf von Nassau, genannt „der Schweigsame“, in dem Kampfe des niederländischen Volkes um seine Befreiung vom spanischen Joch nicht bloß eine bedeutende Rolle spielte, sondern daß er vielmehr geradezu als der Gründer der niederländischen Freiheit angesehen werden darf. Er war es ja, der sich anno 1570 an die Spitze der großen Bewegung stellte, und nur seiner Klugheit, seiner Tapferkeit, seinen Talenten verdankten es die Generalstaaten, daß sie nicht gleich im Anfang schon von der spanischen Uebermacht erdrückt wurden. Kann sich nun aber unter solchen Umständen noch Jemand darüber wundern, wenn „der Schweigsame“ den besondern Haß des Königs Philipp und seiner getreuen Freunde, der Jesuiten, auf sich lud? Kann man sich darüber wundern, wenn die Letzteren beschloßen, zu allen Mitteln, auch den äußersten, zu schreiten, um sich eines so furchtbaren Gegners zu entledigen? Wahrhaftig, wenn überhaupt irgend

einmal, so war es hier, bei dem Prinzen von Oranien, am Platze, den Lehrsatz vom erlaubten Königsmord practisch anzuwenden, denn es lebte damals kein Mensch auf Erden, welcher dem Gelingen der jesuitischen Plane größere Hindernisse in den Weg gelegt hätte, als er, und überdem gab es Niemanden, der ihn hätte ersetzen können. Nieder also mit ihm, dem schwer Verhafteten; nieder mit ihm durch Gift oder Dolch, oder Pulver und Blei, damit über seinem Leichnam die holländische Nation wieder ins alte Joch der Tyrannei und des Aberglaubens geschmiedet werden könne!

Der erste Mordangriff auf den Prinzen Wilhelm geschah durch Johann Faureguy, einen Jüngling von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, und die näheren Umstände sind folgende. Zu Anfang des Jahres 1582 sah sich ein zu Antwerpen etablirter Spanier, Namens Caspar Anaastro auf dem Punkte, Banquerott zu machen, und klagte also seine traurige Lage einem vertrauten Freunde, der sich unter dem Namen Juan de Ysunka bei ihm aufhielt, in Wahrheit aber kein anderer war, als ein verkleideter Jesuitenpater, denn offen durfte sich damals kein Mitglied des Ordens in Antwerpen zeigen. Einige Zeit später machte ihm nun sein Freund Ysunka, der inzwischen eine kleine Reise gemacht hatte, ohne Zweifel um mit seinen Oberen Rücksprache zu nehmen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die Eröffnung, daß es ein Mittel gebe, durch das er sich aus seiner fatalen Lage ziehen könne, und zwar ein sehr verdienstliches Mittel; nur gehöre einiger Muth dazu, dasselbe in Ausföhrung zu bringen. Natürlich wollte Anaastro sofort das Nähere wissen und erfuhr nun, daß es sich um die Ermordung des Prinzen von Oranien handle, für welche That die Summe von achtzigtausend Ducaten ausgesetzt sei. Dieses Anerbieten reizte ihn außerordentlich, und da ihn Ysunka auch noch vom Standpunkte des religiösen Fanatismus zu bearbeiten verstand — er versprach ihm, wenn er die Welt von diesem gräßlichen Kezer befreie, einen Platz im Paradiese, gerade in der Mitte zwischen Jesus und der Maria — so sagte derselbe endlich zu, den Mord zu begehen. Allein zwischen Handeln und Sprechen ist ein himmelgroßer Unterschied, und Einer, der niederträchtig genug ist, eine Schandthat begehen zu wollen, besitzt deswegen nicht auch zugleich die Kraft, sie begehen zu können. Dieß zeigte sich sofort

bei Anastro, der viel zu feig war, den versprochenen Mord auch nur zu versuchen. Dagegen wandte er sich an seinen bisherigen Cassier, Namens Venero, der schon viele Jahre bei ihm in Diensten stand und jedes seiner Geheimnisse kannte, ob nicht vielleicht dieser, natürlich gegen Theilung des Lohns, in Person in die Lücke treten wolle, oder aber doch wenigstens ein Individuum namhaft machen könne, welches die That vollführe. Für sich selbst lehnte Venero unbedingt ab, obwohl nicht aus Abscheu, sondern aus Furcht; allein er kannte einen fanatischen jungen Menschen, Namens Johann Faureguy, und diesen schlug er vor, für die Sache zu gewinnen. Hunka wie Anastro willigten ein, und alle Drei bearbeiteten nun den jungen Fanatiker so lange, bis derselbe von der glühendsten Begeisterung erfaßt wurde. Er schwur also, er wolle um den Himmel zu verdienen, den Prinzen von Oranien, den Erbfeind der katholischen Sache, aus der Welt schaffen, und bestimmte den 18. Mai zur Ausführung der That. Auch nahm er hierauf bei seinem gewöhnlichen Beichtvater, Antonius Timerman, einem Dominikanermönch, das Abendmahl, und da ihn dieser in seinem lobenswürdigen Vorhaben, das ja rein zur Ehre Gottes unternommen werde, noch bestärkte, so sehnte er sich förmlich nach der Stunde, in welcher er den Mord zu begehen versprochen hatte. Nicht so wohl zu Muth war es dagegen dem Anstifter der Schandthat, dem sogenannten Juan de Hunka, denn so wie der 18. Mai näher und näher rückte, so verschwand er plötzlich mit seinem Freunde Caspar Anastro aus Antwerpen, und die beiden brachten sich beim Prinzen von Parma, in der Stadt Tournay, in Sicherheit. Sie dachten, der Jüngling könnte, wenn über der That gefangen genommen und sodann auf die Folter gebracht, ihre Namen nennen, und in diesem Fall wären natürlich ihre Tage gezählt gewesen, so bald man sie erwischt hätte; in Tournay aber dominirten ihre Freunde, die Spanier, und sie konnten also von da aus den Strafgerichten des Oraniers Hohn sprechen. Endlich kam der vielbesprochene Tag herbei, an welchem Faureguy sein blutiges Vorhaben ausführen wollte. Es war ein Sonntag und der Prinz von Oranien begab sich deßhalb, wie er an allen Sonntagen gewöhnt war, in die Kirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Ihm folgte Faureguy, festtäglich gekleidet, auf dem Fuße, allein er konnte wegen der star-

ten Begleitung des Prinzen nicht in seine Nähe kommen. Von der Kirche begab sich der Dranier in die Citadelle zurück, in welcher er residirte, und setzte sich da bei offenen Thüren, so daß Jedermann zusehen konnte, mit seiner Familie und einigen ausgezeichneten Gästen zu Tische. Nach Tisch meldete man ihm, daß ihn ein Bittstellender zu sprechen wünsche, und er stand sofort auf, um aus dem Speisesaale in ein Nebenzimmer zu gehen; wie er aber da eintrat, fiel ein Schuß und er fühlte sich hinterwärts von einer Kugel getroffen, welche unter dem rechten Ohr eindrang, durch die obere Kinulade fuhr und durch den linken Backen wieder hinausging. Er stürzte zusammen, als wäre er vom Himmel herabgefallen, denn der Schuß war so nahe an ihm abgefeuert worden, daß sogar seine Haare von dem Pulverblitz Feuer fingen und er im ersten Momente nicht anders glaubte, als die Citadelle stürze über ihm zusammen. Die Dohnmacht dauerte jedoch nicht allzu lange, und als er wieder zum Bewußtsein gelangte, beeilte man sich, ihm zu melden, daß ein Meuchelmörder auf ihn geschossen habe. „So schonst sein Leben,“ rief er nun, „und bringt ihn vor mich, sobald ich verbunden bin, denn ich will ihn selbst verhören.“ Gewiß ein äußerst großmüthiger Befehl, der die Herrlichkeit seines Charakters ins schönste Licht stellt! Ueberdies ein äußerst kluger Befehl, weil man nur auf diese Weise die wahren Urheber — und daran lag doch unendlich viel — mit Sicherheit entdecken konnte! Leider jedoch kam der besagte Befehl um eine Viertelstunde zu spät, indem die Gäste des Draniers sich alsbald nach dem Abfeuern des Schusses auf den Attentäter warfen und ihn in ihrer ersten Wuth mit ihren Schwertern buchstäblich zerstückelten. Beinahe hätte man also, da ihn Niemand kannte, nicht einmal erfahren, wer er nur sei; allein wie man die Taschen seiner Kleider untersuchte, fand man einen jesuitischen Katechismus, sowie eine Schreibtafel, auf der alles notirt war, was man zu wissen begehrte. Man erfuhr also nicht nur, wie er selbst, sondern auch wie seine Mitschuldigen hießen, und setzte sofort alle verfügbaren Kräfte in Bewegung, um diese Attentäter zu fassen. Es gelang solches aber aus den bereits weiter oben angeführten Gründen bloß bei Venero, dem ehemaligen Kassier Anastro's sowie bei Timerman, dem Dominikanermönche, und da beide, auf die Folter gebracht, ein umfassen-

des Geständniß ablegten, so verurtheilte man sie natürlich nach damaliger Sitte zu einem außerordentlich martervollen Tode. Dieses Urtheil wurde aber nur theilweise vollzogen, das heißt der hochherzige Wilhelm schenkte ihnen die Martern und begnadigte sie zum Tod durch Erdrösselung, worauf dann ihre Körper, in vier Theile zerschnitten, zum abschreckenden Beispiel auf sehr hohe Pfähle gesteckt wurden. Auf diesen blieben sie vier Jahre lang, bis anno 1586 die Spanier in Antwerpen einrückten; da aber nahmen sie die Jesuiten, welche sich überall, wo die Spanier wieder einen Platz eroberten, alsbald ebenfalls einstellten, herab, stellten ein solennes Begräbniß mit ihnen an, und behandelten sie überhaupt nicht anders, denn als Märtyrer, welche für eine gute Sache den Heldentod gestorben.

Wilhelm von Dranien genas vollständig von der schweren Wunde, welche ihm der fanatisirte jesuitische Emissär Jaureguy beigebracht hatte; allein er genas nur, um einige Jahre später einem neuen jesuitischen Attentate zu erliegen, trotzdem die Söhne Loyola's sofort nach dem Mordangriff aus allen Provinzen Hollands verbannt worden waren und man auf jeden, den man für einen heimlichen Anhänger derselben oder gar für ein verkleidetes wirkliches Mitglied hielt, eine wahre Hezjagd anstellte. Genug, es war in den ersten Tagen des Monats Mai 1583, da empfing der Schweigsame einen Hochburgunder bei sich, der sich ihm als einen eifrigen Reformirten, sowie als den Sohn eines Märtyrers für die neue Religion vorstellen ließ und welcher hierüber die besten Empfehlungsbriefe aufweisen konnte. Dieser Mensch hieß bei seinem wahren Namen Balthasar Geraerts oder Gerhard, allein er nannte sich Balthasar Guyon und seine Ausweise besagten, daß er der Sohn eines gewissen Guyon sei, der wenige Jahre zuvor in Besançon seines hugenottischen Glaubens wegen hingerichtet worden war. Wie übrigens mit dem Namen, so trieb Gerhard auch mit der Confession ein falsches Spiel, denn er affectirte einen großen Eifer für den protestantischen Cultus, besuchte regelmäßig die protestantische Kirche und man sah ihn nie anders, als mit der Bibel in der Hand, während er doch der fanatischste Katholik war, den es nur geben konnte. Doch dies Alles kam erst später heraus und bei seinem ersten Erscheinen am

Hofhalt des Oraniers wußte er sich so gut zu verstellen, daß kein Mensch in die Wahrhaftigkeit seiner Angaben auch nur den mindesten Zweifel setzte. Der Schweigsame nahm ihn daher in seine Dienste und gebrauchte ihn zu allerhand Missionen, welche Verstand und Gewandtheit erforderten, namentlich auch seiner Sprachkenntnisse wegen zu Auspionirung des feindlichen Lagers. Von einer dieser Missionen nun kam Gerhard im Anfang des Juli 1584 nach Delft, wo sich eben damals Wilhelm von Oranien befand, zurück und wurde sofort ohne Schwierigkeit bei dem Prinzen, der sich noch im Bette befand, vorgelassen. Er stattete demselben genaue Bericht ab über das, was er erfahren, und der Schweigsame bezeugte sich so zufrieden mit dem Resultate, daß er Befehl gab, dem geschickten Emissär zum Lohn für seine Dienste eine bedeutende Summe auszuzahlen. Ueberdem bemerkte er ihm noch persönlich, er würde ihm mit Nächstem eine neue wichtige Sendung anvertrauen, und derselbe solle sich daher in einigen Tagen abermals im Schlosse einfinden. So schieden sie, wie es schien, beiderseitig sehr zufrieden mit einander, und die Umgebung des Oraniers betrachtete den Guyon, wie er damals (siehe oben) hieß, nicht anders, als für einen Lieblingsbediensteten des Herrn, dem man bei seinem Gehen und Kommen das tiefste Vertrauen schenken dürfe. Am 10. Juli Morgens erschien Gerhard wieder im Palaste und ließ sich beim Prinzen melden; allein dieser, anderweitig beschäftigt, nahm ihn nicht an und bestellte ihn auf den Nachmittag. Nun ging Gerhard in den Hof hinab und trieb sich da längere Zeit herum, ungefähr bis Mittags ein Uhr. Um diese Zeit hatte sich Wilhelm in den Senat zu begeben und betrat, nur von Wenigen begleitet, ebenfalls den Hof. Da ging Gerhard schnell auf ihn zu, trat ganz nahe an ihn heran, wie um ihm etwas zu sagen, und schoß, wie er ihm hart auf den Leib gerückt war, eine mit drei Kugeln geladene Pistole auf ihn ab. Mit dem Rufe: „Herr erbarme Dich meiner Seele und meines Volkes!“ sank Wilhelm von Oranien zusammen, denn er fühlte sogleich, daß er tödtlich getroffen sei. Man hob ihn auf, trug ihn in seine Gemächer und holte eilends die Aerzte herbei; allein ehe diese noch kamen, war er bereits in den Armen seiner Gemahlin verschieden, ohne daß er noch ein weiteres Wort hätte sprechen können. Unterdessen hatte

der Mörder, sowie er den Schuß gethan, die Flucht ergriffen, und die allgemeine Bestürzung benützend, in der sich Jedermann befand, gelang es ihm, die Wälle der Stadt Delft ganz unbehelligt zu erreichen. Doch hier, wie er sich eben anschickte, die Gräben zu überspringen, holten ihn die Gardes des Prinzen, die sich endlich zu seiner Verfolgung ermannten, ein, stürzten sich mit Wuthgeschrei auf ihn und bemächtigten sich seiner mit leichter Mühe. Sogleich trat der Staatsrath zusammen, den Meuchelmörder zu verhören, und dieser legte sofort ein ganz offenherziges Geständniß ab. „Er heiße,“ sagte er, „Balthasar Gerard, sei zu Ville in der Franche-Comté geboren und zähle jetzt sechsundzwanzig Jahre. Seine falschen Papiere,“ fuhr er fort, „habe er sich dadurch verschafft, daß er vor etlichen Jahren schon bei dem Sekretär des Grafen von Mansfeld, mit Namen Jean Dupré, in Dienste getreten sei und sich hier offene Blankette, die mit des Grafen Unterschrift versehen und von Dupré auszufüllen waren, verschaffte; der Entschluß aber, den Prinzen von Oranien zu ermorden, sei in ihm erst dann recht lebendig geworden, als Jaureguy den bekannten Fehlschuß gethan. Doch hätten ihn Gewissenszweifel längere Zeit von der Ausführung des Verbrechens abgehalten und er wäre wohl nie dazu fähig gewesen, wenn er nicht im Laufe des vergangenen Monats März in Trier, wohin ihn sein Beruf geführt, eines andern belehrt worden sein würde. Dort aber habe er den Rath eines Jesuitenpaters eingeholt und von diesem sei er nicht bloß in seinem Vorsatz bestärkt, sondern auch belehrt worden, daß es um einen solchen Mord ein äußerst verdienstliches Werk sei; ja daß er sich sogar, wenn er je dafür den Tod erleiden müßte, einen sichern Platz im Paradiese erwerbe und in die Zahl der heiligen Märtyrer aufgenommen würde. Noch nicht ganz zufriedengestellt durch den Rath dieses einzelnen Paters hätte er sich sofort nach einander an drei weitere Patres, lauter Mitglieder des gesegneten Ordens Jesu, gewandt, ihnen gebeichtet und von allen dieselbe Zusicherung der ewigen Seligkeit erhalten. So sei endlich der Entschluß in ihm zur Reife gediehen und er habe die That vollbracht, ohne irgend Reue deshalb zu spüren.“ Alles dies gestand Gerard ganz freiwillig gleich im ersten Verhöre; von Mitschuldigen aber wollte er nichts wissen und was die Namen der vier Jesuiten anbelangt, so

erklärte er, dieselben nicht zu kennen. Den Tag darauf, am 11. Juli, brachte man ihn, um die ganze Wahrheit zu erfahren, auf die Folter; doch setzte er nichts Neues hinzu, als daß er einige Wochen später, nachdem er von Trier nach Tournay gereist, sein Vorhaben dem Prinzen von Parma, Lieutenant des Königs von Spanien und Statthalter der Niederlande, eröffnet habe und von diesem sowohl als dem deshalb herbeigerufenen Präsidenten des Regentschaftsraths, Christoph von Assomville, darin eifrigst bestärkt, beziehungsweise mit Versprechungen und glänzenden Hoffnungen überhäuft worden sei. In einem spätern Verhöre, das man am 12. Juli mit ihm anstellte, wiederholte er diese seine Angaben und da nicht der geringste Grund vorlag, in dieselben einen Zweifel zu setzen, so verurtheilte man ihn bereits am 14. jenes Monats zum Tode. Nicht übrigens zu einem gewöhnlichen Tode, sondern zu einem durch die fürchterlichsten Martern verschärften, den man auch sofort, gleich den Tag darauf, am 15., in Vollzug setzte. Erst verbrannte man ihm mit einem glühenden Eisen die Hand, mit der er den Schuß gethan. Dann riß man ihm mit heißen Zangen die fleischigen Theile seines Körpers Stück für Stück aus. Endlich zerhackte man ihn noch lebend in vier Stücke, von unten beginnend; das vierte, das Bruststück aber öffnieten die Henker mit raschem Schnitt, nahmen das noch zuckende Herz heraus und schlugen es ihm um's Gesicht, indem sie schriean: „Mörder, erinnere Dich unseres ermordeten Vaters!“ Länger als zwei Stunden dauerte die gräßliche Marterscene und selbst dann, als die letzte Bewegung der getrennten Glieder längst aufgehört hatte, war sie noch nicht vollendet, denn es mußten nun noch die vier Körperstücke auf den vier Hauptbastionen der Stadt mit Ketten besetztigt und das vom Rumpfe getrennte Haupt des Gerichteten auf der höchsten Thurmspitze ausgestellt werden.

Auf diese Art endigte Balthasar Gerard, der Mörder Wilhelms von Oranien, des schweigsamen Prinzen, und so grausam auch die Strafe war, so erachteten sie doch die Niederländer noch viel zu gering. Philipp II. dagegen erhob die Familie des Mörders in den Adelsstand und die Söhne Loyola's verkündigten auf allen Kanzeln, über die sie geboten, laut dessen Lob und Heldenmuth. Ja sie stellten zu seinen Ehren feierliche Processionen an, bei denen

sein Bild als das eines Märtyrers vorangetragen wurde, denn sie glaubten nicht anders, als daß nach dem Tode des großen Oraniers die niederländische Rebellion mit Leichtigkeit unterdrückt und eben damit auch das Ketzertum ausgerottet werden würde. Damit hofften sie nicht bloß wieder in den Besitz aller der ihnen entrissenen fetten Weideplätze zu kommen, sondern vielmehr ihre Herrschaft noch weiter auszudehnen, so daß ganz Holland in Bälde zu ihren Füßen sinken müßte. Diese Hoffnung jedoch ging nicht in Erfüllung; nein, sie schlug sogar gründlich fehl. Der Schweigsame nämlich hatte einen Sohn, den Prinzen Moriz von Oranien, und dieser Sohn, welchen die Generalstaaten von Holland sofort trotz seiner Jugend zu ihrem Statthalter, Führer und Oberhaupt erwählten, überragte den Vater noch an Feldherrnmuth und Feldherrntalent. Die Spanier verloren daher von nun an noch weit mehr Terrain in den Niederlanden, als sie vorher schon eingebüßt gehabt hatten, und nach einem Decennium lag die Gefahr nahe, daß in Kurzem ganz Holland verloren gehen müsse. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die Wuth der Söhne Loyola's sich mit jedem Jahre steigerte und wenn endlich ihre alte Mordlust wieder erwachte? „Nieder mit Moriz von Oranien!“ riefen sie laut in ihren Collegien und wenn sie es außerhalb derselben auch nicht laut thaten, so schauten sie sich dagegen um so eifriger nach einem passenden Werkzeuge um. Es wollte sich aber lange keines finden, denn die Leute fürchteten alle das Schicksal des Balthasar Gerard und die Gewißheit des irdischen Lebens war ihnen lieber, als die Hoffnung der paradiesischen Seligkeit. Endlich, im Jahr 1595, erkundeten die Jesuiten doch ein Individuum, das zu der Unternehmung tauglich erschien, und das sie deshalb auch in Ermangelung eines bessern sofort in Pflicht und Sold zu nehmen beschloffen. Es war dieß ein Küfer oder Fassbinder in Douay, mit Namen Peter Panne, ein so armer Geselle, daß er sich vor Elend kaum zu helfen wußte und Weib und Kind vor Hunger oft fast verschmachteteten. Ihn forschte zuerst sein Beichtvater, ein Jesuitenpater (in Douay nämlich waren die Söhne Loyola's damals wie auch später fast allmächtig, da diese Stadt zu Belgien gehörte, welches bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts fortfuhr, eine spanische respective österreichische Provinz zu bilden), aus und sprach

ihm so viel von dem Verdienste des Kezermordes vor, daß der Mann endlich ganz erpicht darauf wurde, sich auch einmal eines solchen Verdienstes theilhaftig zu machen. Wie ihn der Pater dann so weit hatte, brachte er ihn in sein Collegium zum Rector und dieser führte ihn mit dem Provinzial für Gallobelgien, der ebenfalls in Douay seinen Sitz hatte, zusammen; diese beiden aber weihten ihn in Alles ein, was er zu thun habe, um den großen Kezer und Kezerbegünstiger Moritz von Dranien aus der Welt zu schaffen, und versprachen ihm außer der himmlischen Seligkeit auch noch eine jährliche Pension nebst einem einträglichen Amte. Ueberdem gaben sie ihm, gleichsam zum Vorschmack des herrlichen Lebens, das seiner warte, eine für ihn nicht unbedeutende Summe Geldes als Draufgeld, und reichten ihm sodann nach gehöriger Absolution das heilige Abendmahl. Nach allen diesen Präliminarien reiste der Mann nach Leyden ab, wo Moritz von Dranien damals residirte, und kaum war er in dieser Stadt angekommen, so nahmen ihn zwei verkleidete Jesuiten in Empfang, welche es ihm innigst an's Herz legten, doch ja mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, damit er den Streich nicht verfehle; Peter Panne versprach's und nahm sich's auch fest vor, den Prinzen ganz sicher zu treffen; allein siehe da, wenige Tage darauf am 27. Mai befand er sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit, ohne daß er auch nur Zeit gehabt hätte, mit dem von den frommen Patribus geweihten vier-schneidigen Dolche, den er bei sich führte, einen Stoß zu thun. Man hatte ihn nehmlich gefangen genommen, weil sein oftmaliges ängstliches Fragen nach Moritz von Dranien auffallen mußte und weil er sich überdem in den Antworten auf die Fragen, wer er sei und was er in Leyden zu thun habe, total verwirrte. In dieser Verwirrung fuhr er fort, als man ihn gerichtlich verhörte, und — gewißlich der arme Geselle paßte nicht zum Meuchelmörder und die Jesuiten hatten sich total in ihm geirrt — schon in der ersten halben Stunde beichtete er alles was er auf dem Herzen hatte, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die peinliche Frage anzuwenden. Man fahndete sogleich nach den beiden verkleideten Jesuiten, aber diese waren wie von der Erde verschwunden, und eben so wenig konnte man natürlich denen in Douay beikommen. So hielt man sich denn an den armen Faßbinder, und brachte ihn sofort, wie er es

nicht anders verdient hatte, unter Anwendung verschiedener Martern vom Leben zum Tode, indem man es zugleich nicht unterließ, den ganzen Proceß nebst den nöthigen Belegen aus den Acten durch die Presse bekannt zu machen.

Von nun an ergriffen die Generalsstaaten von Holland noch strengere Maßregeln gegen die Jesuiten und erklärten sie nicht nur für Menschen, welche jeder tödten dürfe, so bald sie die Gränzen des Reichs überschritten, sondern verboten es auch ihren sämtlichen Staatsbürgern strengstens, ihre Söhne auch nur auf ganz kurze Zeit in auswärtigen Jesuitenschulen erziehen zu lassen. So verloren die Söhne das holländische Territorium gänzlich und selbst auswärts fieng man an sie für eine Gesellschaft zu halten, welche der Ruhe der Staaten und dem Leben der Fürsten gleich gefährlich sei.